

Der "Deutschschweizerische Sprachverein" und ds Schwzerdütsch

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schwyzlerlüt : Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte**

Band (Jahr): **5-6 [i.e. 6] (1943-1944)**

Heft 5-8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-180029>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Guntram Saladin in den »Neuen Zürcher Nachrichten« (Nr. 12 bis 15, Jänner 1944), wenn es em ne Pfarrer i Sinn chämi im »Dialäkt« zpredige, so dörft me us Ehrfurcht vor em Wort Gottes mit guetem Gwüsse dervolaufe! —

Wie wyt? Villicht lief üse guete Schwyzer »Guntram« bis zu de Neger z Afrika. U dert würd er merke, wie alli Missionar de Neger in ihrem »Dialäkt« tüe predige und wie au d Bibel i öppe 50 Negersprache, wo wohl öppe no »Mundarte« si, isch übersetzt worde.

Uf Schwyzerdütsch darf men aber so öppis nid mache, we scho z. B. der Ernst Eschmann (s. Meinrad Lienert 1915) seit: »Die *Mundart* (!) ist Meinrad Lienerts *Sountagsrock*.« Luege mir aber i der Schwyz ume, so gseh mer, wie mänge Chapuziner und mänge Pastor bi Glägeheit uf guet Schwyzerdütsch zu syne Schäfli redt. —

Vor öppe 100 Jahr het men im Bärnerland fasch nume uf Bärndütsch prediget. Au i anderne Kantone het me d Mundart für d Predigt brucht. Und no der Otto Sutermeister seit im »Schlüssel« zu sym »Schwizer-Dütsch« (Nr. 22) uf der S. 37: »Soweit entfernt ist insbesondere unsere ländliche Bevölkerung noch vom Übergehen zum Hochdeutschen, daß noch vielerorts ein *hochdeutsch predigender Pfarrer nicht verstanden würde ...!*« Das het der O. S. vor öppe 50—60 Jahre gschriben, und der G. Saladin sötti's wüsse.

Sider hei mer i der Schriftsprach Fortschritt gmacht und mer wüsse nümme, ob me no dörfi und chönni uf schwyzerdütsch predige! Ob mer derbi bessere Christe und Eidgenosse worde si, weiß i nid, ihr geistliche und wältliche Herre!
G. S.

Der „Deutschschweizerische Sprachverein“ und ds Schwyzerdütsch.

I üser »Otto Hellmut Lienert-Nummer« hei mer au vom »Heimatschutz und üsi schwyzerische Mundarte« gredt. Ds Echo isch bi jitze no nid grad lüt und dütlech gsi, we mer schon es paar Antworte übercho hei. — Dismal wei mer e chli nöcheraluege, was dä »Sprachverein«, won e zitlang zimli vil Lärm gmacht het, über ds Schwyzerdütsch weiss und was er derfür oder dergäge gmacht het.

Üsi ersti Idee isch gsi, us jedem »Jahresbricht« und us jeder »Jährliche Rundschau« ds wichtigste über die Frag useznä. Aber das gäbi es ganzes Büechli und sövli Zyt und Gäld chönne mir nume für die Frag nid opfere. Wer sech würtlech i där Sach witers wott umtue, söll halt die Heft zur »Erbauung« sälber naheläse, wien i's o ta ha.

Mer chönne nume churz und »sachlich« agäh, was me öppe im ne »Jahresbricht« über d Mundart cha finde und was für es »Prinzip« sich mänigisch hinder däne Ussprüch versteckt.

Im 1. *Jahresbricht* 1905 steit e gueti und schöni Arbeit »*Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch*« vom Dr. H. *Stickelberger*, wo eim Freud macht, wil die Arbeit würtlech vom ne guete Schwyzer und im rächte eidgenössische Geist gschriben isch. So findt er im »Schwyzerdütsch« einen unerschöpflichen Schatz von Volkswisheit angehäuft« (S. 23) und uf S. 24 steit: »Also im Interesse des Volkstums wäre das allmähliche Verschwinden des Dialektes zu bedauern.« Uf S. 25/26 wärde die »ethischen Vorzüge der Mundart« dargstellt. Der Prof. Winteler wird uf S. 28 zitiert, will er dänkt: »Ohne *geistige* Selbständigkeit, die wir uns erst zu erringen haben, dürfte auch die von unsern Vätern erstrittene *politische* Unabhängigkeit (Red. später redt der Pfr. Blocher nume no vo däre!) auf die Dauer nicht standhalten.« Er (Winteler) betrachtet also die Mundart gleichsam als »Schiboleth« unserer staatlichen Zusammengehörigkeit; denn die geistige Selbständigkeit sucht Winteler (s. S. 15) eben in der Pflege der Mundart«. Und uf der S. 29 wird erchlärt: »So nützt uns die Mundart nur so viel, daß wenigstens wir Deutschschweizer uns als Einheit empfinden und uns bewußt sind, einen politischen Gegensatz zu unsern deut-

schen Grenznachbarn zu bilden« ... »Trotz dieser Betonung der politischen Selbständigkeit wollen wir durchaus keinen Streit mit unsern Stammesverwandten ...«

Di kurligi Idee, üsi Literatur wäri »vereinsamt« (Red. u de d Norweger, d Däne, d Lette, d Litauer u. a.?), we me ds Schwyzerdütsch zur Schriftsprach »erhobe« hätti, wird uf S. 30/31 atönt. Uf S. 32 steit aber über d Mundart: »Strecken wir also noch nicht die Waffen!« und für e mündlech »Gebrauch« wott se der H. Stickelberger uf all Fäll rette, ja au für d Mundartliteratur tuet er sech uf S. 33/34 erwärme. Vo der S. 34 a undersuecht er »Was können wir aber tun, um das Schweizerdeutsche zu erhalten?« und am Schluß (S. 37) setzt er sech dütlech für ds Schwyzerdütsch i: »... Andererseits soll aber die Schule die Achtung vor der Mundart aufrecht erhalten und stärken. Was hilft uns der von Morf gespendete Trost, daß das *Schweizerische Idiotikon* »als nationales Denkmal einer sprachlichen Minderheit seinesgleichen sucht«? Wir wollen nicht eine gleichsam in Weingeist aufbewahrte Mundart, sondern eine solche, deren *Geist* noch *täglich neu und lebendig ist*. Mit noch größerem Rechte könnte man sagen: Brechet alle Denkmäler der Vorzeit, die den Verkehr hemmen, nieder ...« »ja, ich hörte ... das Urteil: »Museen sind Geschmacklosigkeiten«, weil da gleich und gleich in Parade dasteht. — »Unsere Mundart gehört vorläufig noch *nicht* in ein *Raritätenkabinett*; *nicht eine einbalsamierte Mumie* ist sie, *sondern ein lebendiger Sprachkörper*. Das Idiotikon soll nicht töten und begraben, *sondern im Gegenteil zu frischem Leben erwecken helfen*. Wir aber wollen das Unsrige tun, daß die Prophezeiungen Morfs und Tappoletts nicht so bald in Erfüllung gehen.« (Red. Das isch au grad üsi Meinung über ds »*Idiotikon*«. — Alles was me derfür tuet, isch rächt und guet — trotz em Guntram Saladin —, aber es isch nume ei Ufgab, nume *ei Syte* vo der Arbeit. Dermit isch ds Schwyzerdütsch nid grettet, nume »ibalsamiert«. Wenn es söll läbig und starch blibe und würke, mueß es i der Schuel, i de Zytige anders ga und üsi guete Mundartschriftsteller n'uesse meh Hilf finde. Jedesmal, we me 50,000 bis 1000,000 Fr. für ds Idiotikon, für di »toti Mundart« brucht, sött me glichvil für die *läbige Mundart* awände. De würd's scho guet!)

Das si Wort, wo eim Freud mache und we me im »Sprachverein« gäng so gschribe und bsunders *ghandelt* hätti, so gsächi mängs anders us. Aber 1905 si der Ed. Blocher und der August Steiger no nid im Vorstand gsi, sovil i weiß. Im 1. Jahresbricht steit au en interessant Arbeit vom Otto von Greyerz über »Die Sprache unserer Volkslieder« (S. 38 ff.).

Ganz anders tönt es scho us em 7. *Bricht* (1911). Uf S. 22 steit »Eine Mundart ist dem Kampf mit einer Schriftsprache nicht gewachsen« (Spieß) und uf S. 23 »Viel *weitergehende* Berücksichtigung der Schriftsprache (! die Sach faht a! Red.) neben neben den Mundarten tut uns not in Hinsicht vor allem auch auf die Tatsache, daß der *Rückgang der deutschen Sprache* in den Grenzgebieten mit dem fast ausschließlichen Gebrauch der Mundart zusammenhängt.« Witer unde steit: »Unterdrücken möchte ich die Mundarten nicht« (aber rette und pflege dank au nid? Red.).

Uf S. 23 steit au: »*Biel* hätte es umgekehrt in der Hand gehabt, die *erste schriftdeutsch* (!) *redende Schweizerstadt* zu werden, wenn durch Vermittlung deutscher Schulen die französische Einwanderung die deutsche Schriftsprache (!) gelernt und damit die übrige Bevölkerung (!) zur Berücksichtigung der deutschen Schriftsprache genötigt (!) hätte (wie fein! Red.). Bei solcher Entwicklung würde Biel auch das Ziel unzähliger (sic!) Welschschweizer und Franzosen sein, die es vorzögen, hier deutsch zu lernen statt in reichsdeutschen Städten.« (Red. also isch wohlöppe ds Schriftdütsche au »wirtschaftlich« interessant! Red.)

»Jetzt wird vermutlich das *Oberengadin* das erste schriftdeutsch redende Gebiet der Schweiz werden« (leider gäng no nid! Red.).

Im 10. Bricht (1915) redt me vo de »Stimmen im Sturm«, wo au der Pfr. Ed. Blocher, der Obma vom Sprachverein als Mitarbeiter hei gha. (S. 5/6.) Im Abschnitt »Deutsch und Welsch« wird (S. 10 ff.) wider einisch usfüerlich über d Mundart gredt und der William Martin, der Eduard Naville und der Lehrer Ritter, wo sech ganz starch für ds Schwyzerdütsch isetze, wärde under d Hüple gno und ihri Sach wird meh oder weniger ganz vernütiget. Meh schwyzerische Geist und eidgenössische Sinn finde mier im Vortrag vom Otto von Greyerz: »Mundart und Schriftsprache in der Schweiz einst und jetzt« (S. 23 ff.), wo für jede Mundartfründ intressant zläsen isch und sogar es paar Muster i Mundart si dismal druckt, was me süsch i de Jahresbrichte ganz sälte findt. I de druckte Buecherliste vo der Bibliothek vom »Sprachverein« hani z. B. e keis einzigs Buech uf Schwyzerdütsch gfunde, derfür e Hufe über's Schriftdütsche (vgl. Bricht 1916).

Us em 17. Bricht vo 1922 gseht me: Der »Allgemeine Deutsche Sprachverein« wird düre »deutschschweizerische« au mit Gäld understützt (S. 5—6). (Üsi Schwyzer Schriftsteller und üses Schwyzerdütsch hätt me sicher au chönne mit Gäld understütze, Red.). Uf S. 6 steit: »... Daß aber der Allgemeine Deutsche Sprachverein draußen im Reich seinen Sitz hat, nimmt ihm für uns nichts von seinem Werte. Unsere Muttersprache ist einmal die deutsche, somit ist es in Ordnung, daß ihre Angelegenheiten nicht durch uns allein, sondern durch alle Teilhaber von einem Mittelpunkte aus geregelt werden.« — No e chli dütlicher steit uf S. 10: »... Dabei hat vielleicht kein deutscher Stamm mehr Grund als wir, die Entstehung einer hochdeutschen Gemeinsprache dankbar zu feiern ... Auf sich selbst gestellt, nicht mehr gestützt vom Reiche aus, hätte das kleine Land (die Schweiz, Red.) sich dem westlichen Einfluß geöffnet. Das wäre ein Unglück (! Red.) gewesen ...«

Im 18. Bricht vo 1923 redt me vo de Vorträg (S. 4), wo der »Schriftführer« i richsdütsche Städt über »Deutsche Sprache und deutsches Geistesleben in der Schweiz« ghalte het. »Er ist dabei mit seinem Bekenntnis zur deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft trotz deutlicher Betonung der staatlichen Trennung überall freundlich aufgenommen worden.« (Sovil mer wüsse, si die Vorträg nid druckt worde, sie wäri sicher »interessant«, Red.) — Für einisch läse mer würklech öppis »Positivs« über üsi Mundarte uf S. 8: »... Wir sind im ganzen ein gesunder, d. h. für die Entsprachung nicht sehr geeigneter Stamm, und das verdanken wir gewiß zum Teil unserm Festhalten an der Mundart (vgl. Hochdeutsch als unsere Muttersprache, 1919, Red.). ... wo die obern Volksteile zu einer Schriftsprache übergegangen sind und anders sprachen als das Arbeiter- und Bauernvolk, anders als ihre Väter sprachen, da zeigen sie sich weniger widerstandsfähig gegen den staatlichen und wirtschaftlichen Druck eines sieghaften Fremdvolk; ihr angenommenes *Bildungssprachtum* (! Red.) ist nicht mehr fest im Volksboden verwurzelt (also, sött me doch e Mundart ha, Red.), *es ist auswechselbar*. Wer einmal zu irgend einer Bildungssprache (da hei mer's, Red.) — und wäre es die dem eigenen Volkstum entsprechende — übergegangen ist, der geht — oder: *läuft* — leichter nochmals *über*, wenn der Machtzauber und der staatliche Druck dahin wirken, als wer der angestammten ‚ungebildeten‘ Volkssprache treu geblieben ist. Doch wohlverstanden: nur wenn diese Volkssprache sich der vollen Wertschätzung erfreut (also sött me derfür Sorge! Red.), wie das bei uns der Fall ist und hoffentlich bleibt. Mit unserer Mundart pflegen wir zugleich unser Deutschtum.« (I däm Fall sött und dörft me se also scho pflege! Red.)

Blocher Eduard: Staatsprache und Muttersprache. (Jährl. Rundschau des Deutschschweiz. Sprachvereins, 1931.)

I däm Ufsatz wehrt sech der »Obmann vom Sprachverein« für ds nideralemannische Elsässische. Im ne ziemli rüejige Ton seit er ganz interessant Sache. Mer näme drus es paar Asichte, won is au z danke gä und wo au für